

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 15

Artikel: Der Kampf mit dem Bären [Fortsetzung]
Autor: Augsburg, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638101>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Kampf mit dem Bären

Erzählung aus der Zeit der Gründung Berns

Von Werner Hugsburger

2. Fortsetzung

Zum Herzog gewendet, fuhr der Ritter fort: „Diese Aare ist doch eigentlich unschätzbar. Sie löscht nicht nur, wenn nötig, Mensch und Tier den Durst, sie liefert uns gleich auch noch Leckerbissen auf den Tisch. Schon das ist viel, aber immer noch lange nicht alles. Ist sie nicht, so wie sie ihren starken blauen Arm fast rund um die Nydegg schlingt, der treueste und zuverlässigste Wächter der Burg wider jeglichen Feind? Und genau gleich wird sie es mit der Stadt halten, die nun nach Eurer Weisung, Herr Herzog, droben im Sack* in Bälde erstehen und ummauert werden soll. Sie erspart uns nicht nur ein ganz gehöriges Stück Mauer und bietet uns zudem noch sichereren Schutz als Steine, sondern sie ersetzt uns, wenn es einmal zur Verteidigung der Stadt nötig werden sollte, erst noch einen ganzen Heerhaufen. Um diese so gesicherte Stadt brauchen wir uns nicht zu sorgen. Die wird sich ihrer Feinde unschwer zu erwehren vermögen, noch besser als Freiburg im Uechtland, denn die Saane ist ja dort im Vergleich mit der Aare nur ein Bach und leicht zu durchqueren. Es soll es hingegen einer hier bei der Aare versuchen, ausser oben durch die Furt, aber dort werden mutige Verteidiger jedem Angreifer den Verleider beibringen!“

„Das ist alles schon recht, was Ihr da vorbringt, Ritter“, antwortete besinnlich der Herzog, „allein Ihr denkt nur immer an Fehde und Waffengeklirr und so seht Ihr auch in der künftigen Stadt nur immer die Feste. Gewiss soll sie wehrhaft sein und sich jederzeit und wider jeden Angreifer verteidigen können, und da habt Ihr zweifellös recht mit der wichtigen Rolle, die Ihr dabei der Aare zuteilt. Mir schwebt indessen doch auch noch etwas anderes vor. Ich denke nicht nur an einen neuen Ring im Panzer unseres Landes zwischen Burgdorf, Freiburg und Thun. Die neue Stadt soll hier an der Grenze Burgunds mehr werden: Zentrum und Mittlerin zwischen West und Ost und Nord und Süd, Mittelpunkt der Gaue zwischen Jura und Alpen. Wenn einmal hier an Stelle von Furt und Fähre eine feste Brücke errichtet sein wird, dann werden die Kramherren mit ihren reichbeladenen Planwagen in der Stadt Rast halten und ihren Markt beleben, der die ganze Gegend befruchten wird. Diese friedliche Aufgabe vor allem möchte ich der neuen Stadt zuweisen, die nun unter Eurer Leitung und Obhut erstehen soll.“

„Einverstanden, Herr Herzog“, erwiderte der Ritter, „aber zu bedenken bleibt, dass es sich bei einer Stadt genau gleich verhält wie bei einem Menschen. Es kann einer nur im Frieden leben, wenn die Nachbarn ihn in Ruhe lassen, und das tun sie nur, wenn sie den nötigen Respekt vor ihm haben. Ihr wisst ja besser als andere Bescheid in dieser Hinsicht. Im Waadtland und im Oberland haben ver-

* „Im Sack“ hiess das Gebiet auf der Aarehalbinsel bei der Burg Nydegg.

gangenes Jahr ja auch erst eure Waffen ein blutigernst Wort reden müssen, bevor die unbotmässigen Herren Frieden gaben. Meint Ihr, was gestern war, werde morgen nicht mehr möglich sein? Nein, solange der Mensch sich nicht ändert, solange Neid und Missgunst, Rachsucht und falscher Geltungsdrang in seinem Herzen Raum haben und Verträglichkeit und Nächstenliebe, Demut vor dem Herrgot und Achtung vor dem Mitmenschen daraus verdrängen, so lange wird es auch Hader und Streit im kleinen und Krieg in grossen geben, und deshalb müssen wir uns darauf vorsehen.“

„Ich kann Euch nicht Unrecht geben, Ritter, leidet ist nur zu wahr, was Ihr vorgebracht habt. Just aus diesen Grunde habe ich Euch ja auch dazu auserwählt, den Befehl der Stadt zu leiten, weil ich wohl weiss, dass Ihr auf die Sicherheit ganz besonders bedacht seid. Aber dennoch hoffe ich, dass der Stadt beschieden sein möge, dereinst doch mehr dem Frieden als dem Krieg zu dienen, als Freistätte für Menschen, die hier ihre edlen Bürgertugenden nicht nur zum eigenen Nutzen, sondern ebensowohl zum Wohle der friedlichen Gemeinschaft und zur Ehre unseres Reiches entfalten werden. Möge die Stadt einmal in diesem Sinne besondern Ruhm für sich beanspruchen können. Doch säumen wir nicht länger, seht, dort kommt schon unser Tross mit den Pferden. Sie haben die Furt trotz dem hohen Wasserstand wohlbehalten durchquert, scheinet aber doch tüchtig nass geworden zu sein, dieweil unser Fährmann hier mit seinem Schiff nun dafür sorgen wird, dass wir trockenen Fusses hinüber gelangen.“

Vater Läupi stand schon im Heck des Schiffes am Steuer ruder, dieweil Uli den flachen Bug möglichst weit ans Ufer zog, um dem hohen Fahrgast und seinen Begleitern das Einsteigen zu erleichtern. Von der sichern Hand des Fährmannes gesteuert, überquerte das Schiff am Seil den Fluss Rauschend und weiss schäumend brachen sich die Wellen am Bug. An der jenseitigen Anlegestelle war inzwischen der herzogliche Tross mit den Pferden angelangt. Der Herzog und der Ritter von Bubenberg schwangen sich in die Sättel, worauf der farbenprächtige Reitertrupp den stotzigen Pfad hangaufwärts ritt, um die Höhe des Sonnenberges zu gewinnen. Dort bot sich ihnen ein weiter Ueberblick über das Gelände, durch das sich die Aare in ihrem tiefen Einschnitt wie eine blauglitzernde Schlange wand.

Klar zeichnete sich der runde grüne Buckel der Halbinsel ab, auf der, wie in einem grossen Sack, die Jagdburg Nydegg ihre Zinnen stolz in die Höhe reckte. Rechts in der Ferne hinter ihr waren, wohl in ins Grün der Landschaft gebettet, die Dächer der Deutschordenshäuser von Königs zu erblicken. Den Beschauern im Rücken dehnten sich die Zelgen der Siedlung Optingen bis zum Wilerwald aus.

Schweigend überschaute der Herzog den prächtigen Landstrich, der im warmen Hauch der Vorsommersonne gerul-

sam zu atmen schien. Berchtold von Zähringen fühlte Stolz in sich aufsteigen, dass dieser schöne Gau seiner herrschaftlichen Obhut anvertraut war. Wahrhaftig, dieses Land war würdig, dass durch die Gründung eines festen Platzes die Voraussetzung zu noch regerem Leben und wirtschaftlichem und kulturellem Aufblühen geschaffen wurde.

Der Ritter von Bubenberg beobachtete aufmerksam seinen Gebieter und schien dessen Gedanken zu erraten. „Nicht wahr, Herr Herzog,“ bemerkte er „ein anderer Platz als die Halbinsel mit der Burg kommt in der ganzen Gegend für die Stadt gar nicht in Frage. In diesem Aareknie ist der gegebene Uebergang über den Fluss, der die Stadt zugleich als lebendiges Band mit dem Oberland und mit dem Gebiet am Fusse des Juras verbinden wird. Und droben auf dem Rücken des Felsenhügels öffnet sich die Ebene weithin nach allen Richtungen des Westens und begünstigt die Verbindung mit den Stätten der burgundischen und romanischen Kultur. Drum muss hier die Stadt erstehen als Hüterin der Mitte, wo sich Alemannentum und Romanentum die Hand reichen.“

Der Herzog nickte und schien den Worten seines Vasallen noch ein Weilchen nachzusinnen. Dann reckte er sich plötzlich höher im Sattel auf. Nach einem nochmaligen Ueberblick über den schwellenden grünen Buckel der Aarehalbinsel mit ihren eigenwillig verstreuten Grüpplein von Hofstätten im Vorfeld der Burg sprach er entschieden, dem Ritter zugewandt: „So sei's denn beschlossen, nachdem es wahrlich reiflich genug erwogen ist. Die Stadt wird gebaut, wie wir es oft schon besprochen, und ohne Verzug soll zum Werk geschritten werden. Und Euch, Herr Ritter, überbinde ich also die Verantwortung dafür, dass das Werk nach unserem Willen und Plan ausgeführt wird. Bevor jedoch der Eichwald geschlagen wird, um Platz zu schaffen für die neuen Hofstätten innerhalb der Mauer, soll noch ein letztes Mal der freudige Ruf des Jagdhorns durch die grünen Hallen schallen. Habt Ihr gehört, Jagdmeister, bereitet alles vor für den nachmorgigen Tag und lasst an die Herren auf den Burgen ringsum geziemend die Einladung dazu ergehen.“ Nach dieser Weisung trieb der Herzog seinen mächtigen, ungeduldig scharrenden Rapphengst zu einem ausgiebigen Galopp an und sprengte, jagend gefolgt vom Tross, der Höhe des Talhanges entlang und über das sich mählich senkende Feld südlich der Burg, von wo der Pfad sich in die Tiefe wand zur Furt, wo die Aare ihren Lauf gemächlich verbreiterte und einige kleine, mit Gebüsch bestandene Inselchen mit mutwilligem Wellenspiel umspülte.

* * *

Nachdenklich hatte Lony zugeschaut, wie das Fährschiff der Ländte mit einer brusken Wendung wie unwillig den Rücken kehrte, sich kühn schräg gegen die Strömung stemmte und sich von dieser quer über den glatten Rücken des Flusslaufes treiben liess. Das Mädchen fühlte sich wieder beruhigter. Hatten ihm nicht sowohl der Herzog als auch der Ritter freundliche Blicke geschenkt und ihr Wohlwollen nicht verborgen? Also hatte Leonhard noch nichts verraten und wollte erst versuchen, was er bei ihr ausrichtete mit seinem Wissen. Wohlan, der Bursche sollte sein Spiel haben, bei dem es nur darauf ankam, wer zuletzt lachte.

Dem Mädchen, das den Worten des Herzogs aufmerksam gelauscht hatte, war namentlich seine Bemerkung im Sinn haften geblieben, dass die Stadt eine Freistätte für die Bürger werden sollte. Da würde man schon zu ihrem Bau kräftige Arme brauchen können und nachher erst recht Leute, die willig waren, sich in die Gemeinschaft einzuordnen und sich für sie einzusetzen. Oeffnete sich da am Ende nicht auch für Hans Zumkehr ein Ausweg, den dieser gewiss ohne langes Zögern zu beschreiten gewillt war? Jetzt hiess

es nur, den rechten Rank finden. Wüsste sie doch nur, wie es ihm im Lochhof erging!

Den Leonhard vermochte Lony, so angestrengt sie auch über die Aare äugte, nicht unter den Trossleuten zu gewahren. Also musste er wohl droben in der Burg geblieben sein. Das wäre eine Gelegenheit zum Handeln. Aber wie einfädeln, dass weder ihre Leute Verdacht schöpften, noch der Burgknecht den Eindruck gewann, sie laufe ihm nach? Doch halt, war nicht soeben ihrem Vater aufgetragen worden, Fische in die Burgküche zu liefern? Da war sie ja schon, die erwünschte Gelegenheit! Sie musste nur zuwege bringen, dass der Vater sie mit den Fischen hinaus schickte.

Lony nahm sich vor, sich nicht vorzeitig aufzudrängen, um den Vater nicht stutzig zu machen, aber als die Fische im Kübel bereit waren, konnte sie sich doch nicht enthalten, ihre Hilfe anzubieten. Der Vater warf ihr einen raschen Blick zu und meinte anzüglich: „Wenn ich in deiner Haut steckte, würde ich lieber ausserhalb der Burg bleiben. Wer weiss, ob sie dich am Ende nicht gleich droben behalten werden wegen des Hühnleins, das sie mit dir zu rupfen haben.“ Lony wusste im Moment nicht recht, war das gehauen oder gestochen. Auch das argwöhnische Aufblitzen in Ulis Augen merkte sie wohl, tat jedoch nichts dergleichen und zwang sich zu sorglosem Lachen, als sie dem Vater erwiderte, dass sie sich deswegen keine grauen Haare wachsen zu lassen brauche.

Wieder schaute sie der Vater an, bevor er entschied, dass sie dem Uli bei der Besorgung des Auftrages helfen möge. „Dann bin ich wenigstens sicher, dass du dich nicht zu lange mit gwundrigem Topfgucken versäumst in der Burgküche. So geht und kommt bald zurück!“

Die Geschwister machten sich auf den Weg. Durch das Tränketörlein gelangten sie auf den mit grossen Steinen gepflasterten Weg, der zwischen der äussern und innern Burgmauer zur innern Zugbrücke hinan stieg. Als sie an der Burgkapelle vorbei in den innern Hof schreiten wollten, tauchte unter dem Torbogen Leonhard auf. Er grinste hämisch, während Ulis Gesicht sich jäh verfinsterte und Lony ihre Verlegenheit nicht gleich zu verbergen vermochte.

„Das nenn ich ein baldiges Wiedersehen, Herrschaften“, stichelte der Burgknecht.

„Dich suchen wir gar nicht“, murrte Uli und schickte sich an, an Leonhard vorbeizudrängen. Zugleich warf er der Schwester einen unwilligen Blick zu. Lony hatte sich indessen rasch gefasst und dem Burgknecht mit kaum merklichem Augenzwinkern ein sogleich verstandenes Zeichen gegeben. Sie stellte sich ermüdet, dass Leonhard sich sogleich anerbote, den Fischkübel an ihrer Stelle zusammen mit Uli in die Küche zu tragen. Lony schritt nebenher, besorgt, die beiden könnten wieder aneinander geraten, und zugleich auf die Gelegenheit erpicht, um sich mit Leonhard zu verständigen. Das gelang ihr denn auch, während Uli die Fische dem Küchenmeister aushändigte, der sie Stück für Stück kritisch prüfte.

„Heute abend am gleichen Ort“, raunte Lony dem Burschen zu. Am hellen Schein der Befriedigung, der sichtlich Leonhards Gesicht überlief, erkannte sie auch ohne sein verstohlenes Nicken, dass er sie verstanden hatte.

So wäre der Auftrag zur allseitigen Zufriedenheit erledigt worden, wenn nicht zuletzt der Burgknecht die Geschwister mit einer neuen, deutlich auf Uli gemünzten Stichelei, ob er ihm immer noch den Spass verderben wolle, entlassen hätte. Uli maulte hierauf den ganzen Weg bergab, der solle nur warten, bis er ihm günstig in die Finger laufe, dann werde er es ihm handschriftlich, und zwar deutlich leserlich und verständlich, geben! Sie aber warne er nochmals, sich nicht mit dem Windbeutel einzulassen, sonst werde es sie gereuen. Lachend suchte sie ihn zu beschwichtigen, ob er denn nicht gemerkt habe, dass sie den Laferi kaum mit einem halben Auge angeschaut habe? Doch Uli

ging nicht auf ihr Lachen ein, es wollte ihm im Gegenteil nicht gefallen. Misstrauisch betrachtete er die Schwester von der Seite. Die zuversichtliche Munterkeit, die sie nun plötzlich wieder zur Schau trug, nachdem sie doch erst noch so niedergeschlagen war, erschien ihm verdächtig. Er nahm sich wiederum vor, auf der Hut zu sein.

Auch die Mutter betrachtete Lony im Laufe des Tages mehrmals verwundert, als sie beim Schaffen sogar wieder ein Spottliedchen vor sich hin summte. Lony indessen erschien die Welt wieder in heiterem Lichte. Nun es ihr gelungen war, das Spiel nach Wunsch einzufädeln, glaubte sie sich um seine Fortsetzung schon keine schweren Sorgen mehr machen zu müssen.

Auch beim Einnachten schien die Gelegenheit ihren Plänen günstig zu sein. Es gelang Lony, sich unbemerkt von der elterlichen Behausung zu entfernen. Erwartungsvoll schlich sie dem Uferpfad entlang durch das Gebüsch. Nun wollte sie klug und gewandt sein wie eine Schlange und dabei doch unschuldig girren wie ein Täubchen, damit Leonhard das Spiel nicht durchschaute, das sie mit ihm trieb. In seiner Verliebtheit würde der Bursche schon darauf hereinfallen. Lony fühlte ihre Zuversicht wachsen.

Um so heftiger überfielen sie dann Erschrecken und Bestürzung, als sie sich dem Ort des heimlichen Stelldeichens näherte und plötzlich einen erregten Wortwechsel vernahm.

„Das gibst du einem Dümmeren an, aber nicht mir, dass dich wieder nur der Zufall hierher geführt habe“, hörte Lony Uli's zornige Stimme. Kein Zweifel, der Bruder hatte dem Leonhard abgepasst und ihn gestellt. Zu dumm, dass der ihr nun wieder das Spiel verderben musste, das sie so schlaue eingefädelt zu haben glaubte! Mäuschenstill blieb Lony lauschend stehen.

„Du bist doch ein gwundriger Kumpan“, hörte sie nun Leonhard spöttisch erwidern. „Was willst du dich denn mit aller Gewalt um meine Angelegenheiten kümmern und mir den Spass verderben?“

„Ein verdächtiger Spass, fürwahr, der das Tageslicht scheuen muss“, murrte Uli. Dann schien ihn der Zorn zu übermannen. „Und jetzt aber zum letzten Male“, schrie er, „ich will dich um diese Zeit nicht mehr hier in der Nähe antreffen, sonst kannst du dann sehen, wie du auf deinen eigenen Beinen wieder wegkommst!“ Nun musste er den andern gepackt haben, wie Lony aus einem halb unterdrückten Keuchen erriet. Schon war sie drauf und dran, hinzuzuweichen, um Tätlichkeiten zu verhindern, als ihr noch rechtzeitig einfiel, dass ihr Erscheinen den aufgebrauchten Biuder erst recht in Harnisch versetzen und die Sache noch schlimmer machen musste. Er durfte sie nicht hier sehen, sonst glaubte er nur, seinen Verdacht bestätigt und erst recht Grund zu haben, mit dem Burgknecht abzurechnen.

Lony war ratlos und fühlte sich wieder völlig wehrlos in die widrigen Umstände verstrickt, die sich nun einmal alle gegen sie verschworen zu haben schienen. Wieder packte sie die Angst. So schnell sie ihre Füße trugen, lief sie dem Fährhaus zu und verkroch sich auf ihr Lager. Noch weniger als vorher wusste sie wo aus und ein.

Sie fühlte erst wieder dumpf eine Erleichterung, als sie gleich nach ihrem Heimkommen draussen den Uli nach ihr fragen hörte. Da konnte zwischen den Streithähnen wenigstens nicht viel Schlimmes passiert sein, suchte sie sich zu beruhigen. Wenn der Uli auch schon daheim war, hatte er den Leonhard wohl laufen lassen, ohne sich noch lange mit ihm abzugeben.

Aber nun meinte Leonhard gewiss wieder, sie habe mit dem Bruder vorher ein verräterisches Spiel abgekartet und ihn in eine Falle gelockt. Was nun, wenn er in seiner Enttäuschung und Wut ging und gleich alles verriet?

Horch, tönte nicht von draussen der leise Ruf eines Kauzes? Lony hob den Kopf vom Spreuerkissen und horchte klopfenden Herzens hinaus. Alles blieb still. Nur von der

Türe her hörte sie den Vater mit Uli plaudern, ohne dass sie die Worte verstand. Unbemerkt konnte sie also nicht hinausschlüpfen, mochte Leonhard warten oder nicht. Vielleicht hatte sie auch einen richtigen Kauz gehört, die scheuen Nachtjäger strichen jeden Abend nach dem Einnachten aus dem Gehölz auf der Jagd nach Mäusen.

Wie es wohl Hans Zumkehr ergehen mochte? Ach, wenn man doch die plagenden Gedanken einfach aus dem Kopf herausschütteln und dem Schlaf befehlen könnte! Aber die Gedanken sind nun einmal Rebellen und lassen sich nicht kommandieren, da kann man sich lange zum hundertsten Male von einer auf die andere Seite wälzen, es nützt nichts — bis einem schliesslich die Müdigkeit zu Hilfe kommt und zu einem unruhigen Halbschlummer verhilft.

* * *

Als Lony schon beim ersten Morgenschimmer wieder erwachte, glaubte sie erst, einen wirren Traum gehabt zu haben. Doch merkte sie bald, dass der Schlaf nur für eine kurze Weile Vergessen verschaffen kann. Mit einem Male standen gleich wieder alle die peinigenenden Zweifel und Fragen an ihrem Lager. Mochte ihr ihre Lage auch schon wieder weniger ausweglos erscheinen, als im beengenden Dunkel der Nacht, so wusste sie sich doch so wenig Rat wie am Vorabend.

Wieder suchte sie es nach Möglichkeit unauffällig einzurichten, dass sie die Burg und ihren Zugang von der Aare her beobachten konnte. Allein, ihre Hoffnung, Leonhard zu sehen oder gar rasch sprechen zu können, wurde wiederum bitter enttäuscht. Nervöse Ungeduld bemächtigte sich ihrer von neuem und steigerte sich allmählich zu wahren Folterqualen.

Wie eine Erlösung empfand sie es, als sie im Laufe des Vormittags den Ohm aus dem Lochhof am Uferpfad an dem Gebüsch auftauchen und auf das Fährhaus zuschreiten sah. Jetzt würde sie wenigstens aus der nachgerade unerträglich gewordenen Ungewissheit über das Schicksal Hans Zumkehr's erlöst werden.

Eilig lief sie dem Ohm entgegen, um mit ihm sprechen zu können, bevor der Vater oder die Mutter oder gar der Uli zugegen waren. Fast vergass sie des Ohms Gruss zu erwidern, so sehr brannte ihr die Frage nach Hans Zumkehr auf dem Herzen und auf der Zunge. „Was macht er?“ platzte sie heraus.

Der Ohm verbarg ein pfiffiges Lächeln in den Mundwinkeln. Er tat erst verwundert. „Wer?“ fragte er, dann schien ihm plötzlich ein Licht aufzugehen, und er fragte rasch hinzu: „aha, den Peter meinst? O, was soll der tun? Tüchtig schaffen, damit die Arbeit uns nicht über den Kopf wächst und der Wald nicht wieder über unsere Hofstatt. Für Arbeit brauchen wir wahrhaftig nicht zu sorgen, die läuft uns nicht davon.“

„Dann könnt ihr ja eine tüchtige Hilfe wohl brauchen“, unterbrach Lony des Ohms Schwatz, wohl merkend, dass er absichtlich die Hauptsache, um die es ihr zu tun war, umging.

Auch auf diesen Köder wollte der Ohm immer noch nicht anbeissen. „O ja,“ meinte er bedächtig, „warum sprichst du von Hilfe, willst du etwa kommen und uns helfen? Brauchen könnte dich die Tante schon, die Hausgeschäfte geben ihr manchmal schon zu viel zu schaffen.“

Lony verzappelte schier vor Ungeduld. Auf einmal huschte ein schlauer Schein wie ein Sonnenstrahl über ihr Gesicht. Sie hakte rasch bei den Worten des Ohms ein und erklärte sich bereit, für einige Zeit in den Lochhof zu gehen, wenn er von der Mutter die Einwilligung hierzu erlange. Vielleicht sei das gar nicht so schwer. „Erst vorher hat sie mit mir gebalget“, fügte sie noch hinzu, „ich sei mit meinem Kopf immer an einem andern Ort.“

(Fortsetzung folgt)